Städtebilder aus der sagenumwobenen Rheinlande.

Rhein und Sonne! Wein und Wonne!

Durch sonnige Rebengelände wandern wir an den Ufern des Stromes dahin: der gepriesene Rheingau lacht mit seiner Weinfülle uns entgegen. Vielleicht schon zur Merowingerzeit wurde dieses Land in einen Rebengarten verwandelt. Seit Alters führt es seinen inhaltsvollen Namen, der es so innig mit dem Rheine vermählt. Von allen Gauen am stolzen Strom wurde nur einer nach diesem benannt, der Rheingau, der auf der rechten Seite des Rheinthales bis Lorch reichte und dieses alte Weinstädtchen noch mitumfaßte. Ursprünglich war er ein königliches Gebiet, das 961 und 983 von den Ottonen an Mainz überlassen wurde. Ein bis zur Undurchdringlichkeit verwachsener Baumverhau umgab dasselbe damals und schloß es wie eine Festung ab. Den heutigen Umfang erhielt der Weinbau im dreizehnten Jahrhundert. Viele Jahrhunderte hindurch ist nun schon der Weinbau im Rheingau die Quelle des Wohlstandes. Vorübergehend kamen zwar Zeiten, in denen die Einkünfte aus demselben zu wünschen ließen. So wirkte das Verschwinden der zahlreichen kleinen Herrschaften in Deutschland ungünstig ein; denn die Fürstenhöfe waren früher die besten Absatzquellen. Daß damals die Rheingauwinzer ihren herrlichen Wein selbst trinken mußten, war an sich ja eine schöne Sache; aber die Taschen blieben dabei leer, und der Kopf wurde hitzig. In unserer Zeit hat der wachsende Wohlstand den Rheingauer Weinen neue, zahlkräftige Kunden gebracht.

In seinen ewigjungen „Phantasieen im Bremer Rathskeller" läßt Wilhelm Hauff den Bacchus erzählen, wie einst die Reben von Karl dem Großen in den Rheingau verpflanzt wurden:

„Ha!" rief Johannes feurigen Muthes, „diese Menschen wären auch werth, Wasser aus dem Rhein zu saufen statt des Rebenblutes seiner Hügel, wenn sie den Namen des Mannes vergessen hätten, der zuerst die Reben pflanzte im Rheingau. Auf, ihr trauten Gesellen und Apostel, stoßet an, unser herrlicher Stammvater lebe, es lebe Kaiser Karl der Große!"

Die Römer klangen, aber Bacchus sprach: „Ja, es war eine schöne, herrliche Zeit, und ich freue mich ihrer wie vor tausend Jahren. Wo jetzt die wundervollen Weingärten stehen vom Ufer bis hinauf an die Rücken der Berge, und hinauf und hinab im Rheinthal Traube an Traube sich schlingt, da lag sonst wüster, düsterer Wald. Da schaute einst Kaiser Karl aus seiner Burg in Ingelheim an den Bergen hin, er sah, wie die Sonne schon im März so warm diese Hügel begrüßte und den Schnee hinabrolle in den Rhein, wie so früh die Bäume dort sich belauben und das junge Gras dem Frühling voraneile aus der Erde. Da erwachte in ihm der Gedanke, Wein zu pflanzen, wo sonst der Wald lag.

Und ein geschäftiges Leben regte sich im Rheingau bei Ingelheim, der Wald verschwand, und die Erde war bereit, den Weinstock aufzunehmen. Da schickte er Männer nach Ungarn und Spanien, nach Italien und Burgund, nach der Champagne und nach Lothringen, und ließ Reben herbeibringen und senkte die Reiser in der Erde Schoß.

Da freute sich mein Herz, daß er mein Reich ausbreite im deutschen Lande, und als dort die ersten Reben blühten, zog ich ein im Rheingau mit glänzendem Gefolge; wir lagerten auf den Hügeln und schafften in der Erde und schafften in den Lüften, und meine Diener breiteten die zarten Netze aus und fingen den Frühlingstau auf, daß er den Reben nicht schade; sie stiegen hinauf und brachten warme Sonnenstrahlen wieder, die sie sorgsam um die kleinen Beerlein gossen, schöpften Wasser im grünen Rhein und tränkten die zarten Wurzeln und Blätter. Und als im Herbst das erste zarte Kind des Rheingaues in der Wiege lag, da hielten wir ein großes Fest und luden alle Elemente zur Feier ein. Und sie brachten köstliche Geschenke und legten sie dem Kindlein als Angebinde in die Wiege. Das Feuer legte seine Hand auf des Kindes Augen und sprach: Du sollst mein Zeichen an dir tragen ewiglich; ein reines, mildes Feuer soll in dir wohnen und dich werth machen vor allen andern. Und die Luft in zartem, goldenen Gewande kam heran, legte ihre Hand auf des Kindes Haupt und sprach: Zart und licht sei deine Farbe, wie der goldene Saum des Morgens auf den Hügeln, wie das goldene Haar der schönen Frauen im Rheingau. Und das Wasser rauschte heran in silbernen Kleidern, bückte sich auf das Kind und sprach: Ich will deinen Wurzeln immer nahe sein, daß dein Geschlecht ewig grüne und blühe und sich ausbreite, so weit mein Rheinstrom reicht. Aber die Erde kam und küßte das Kindlein auf den Mund und wehte es an mit süßem Athem. Die Wohlgerüche meiner Kräuter, sprach sie, die herrlichsten Düfte meiner Blumen habe ich für dich gesammelt zum Angebinde. Die köstlichsten Salben aus Ambra und Myrrhen werden gering sein gegen deine Düfte, und deine lieblichsten Töchter wird man nach der Königin der Blumen heißen — die Rosen.

So sprachen die Elemente; wir aber jubelten über die herrlichen Gaben, schmückten das Kindlein mit frischem Weinlaub und schickten es dem Kaiser in die Burg. Und er staunte über die Herrlichkeit des Rebenkindes, hat es fortan gehegt und gepflegt und die Rebe am Rhein seinen herrlichsten Schätzen gleich geachtet."

Wie glüht er im Glase!
Wie flammt er so hold!
Geschliffnem Topase
Vergleich' ich sein Gold!
Und Düfte entschweben
Ihm blumig und fein.
Gott schütze die Reben
Am sonnigen Rhein!

Durchbraust uns sein Feuer,
So schmilzt unser Sinn
Für euch nur getreuer,
Ihr Mägdlein, dahin!
Wir schwärmen von Rosen,
Von Minnen und Frein! —
Gott schütze die Rosen
Am sonnigen Rhein!

Ob oft auch Tropfen
Den Trinker bezwingt,
Herzdrücken und -klopfen
Die Schönheit uns bringt, —
Wir wollen's vergeben,
Vergessen, verzeihn
Den Rosen und Reben
Am sonnigen Rhein!

Die Wanderung durch die Rebengefilde des Rheingaues ist, da das Herz von vornherein schon so froh gestimmt ist, etwas gar Schönes. Sonnig, meist schattenlos ist zwar der Weg, der uns über Rauenthal nach dem lieblich am Rhein gelegenen Städtchen Eltville oder Elfeld, von dort über Erbach am Marcobrunnen vorbei nach Hattenheim führt. — Dann wandern wir wieder landeinwärts nach der einst so berühmten Benediktinerabtei Eberbach, wo wir uns in dem schönen Kelterraum, dem früheren Refektorium, der weinkundigen Mönche erinnern, weiter über Hallgarten am Schloß Vollrads vorbei nach Schloß Johannesberg, wo der König der Weine und der Wein der Könige gezogen wird, und schließlich über Geisenheim, wo sich die Königliche Lehranstalt für Obst-, Wein- und Gartenbau befindet, nach dem weinberühmten Städtchen Rüdesheim. Oestrich und Winkel, nicht weniger bekannte Weinorte, ließen wir bei dieser Wanderung abseits am Rheine liegen. Wohlgepflegte Weinberge schaute überall unser Auge, und berühmte Namen klangen an unser Ohr, die ein Gefühl der Hoheit dieses Landes in uns weckten.

Wenn die Abendsonne die Höhen vergoldet, und die Glocken so vieler Kirchthürme Feierabend läuten, der Rhein sich mit Kähnen Lustfahrender oder Heimkehrender belebt, weilen die buntgekleideten Schnitter noch gern auf dem Felde, denn sie wissen wohl, wen sie binden. Ein andermal bevölkert ein Jahrmarkt die Straße, eine Prozession zieht mit flatternden Fahnen durch das Gewühl, den Bergen und Saaten Gedeihen zu erflehen.

Oder wenn in der Weinlese sich alles geschäftig regt, Fässer und Butten hin und wieder fahren, in guten Lagen mit Musik in die Berge gezogen wird, wo die fröhlichen Winzer am Werk sind, und aus dem falben Rebenlaub die alten Volksweisen schallen: „Es kann ja nichts Schöneres erfreuen", oder: „Es waren drei Junggesellen"; wenn dann unerwartet eine Wolke den nassen Schoß zu öffnen droht, die Helfleute lachend, doch ohne Schadenfreude, mit Kesseln und Schlottern Reißaus nehmen, während die Betheiligten rathlos hin- und herlaufen und das liebe Gut vor dem überflüssigen Segen nicht zu bergen wissen; solche Momente mag der Künstler gern festhalten.

Zum Abschied kredenzt der gastfreie Weinbauer im Rheingau seinem Gaste gern einen Wegtrunk, und wenn's ein besonders lieber Gast oder eine besonders frohe Gelegenheit ist, dann holt er aus dem Keller gar eine Flasche „Elfer". Mit dem hat's seine besondere Bewandtnis:

Als Anno elf gekeltert war,
Schien noch die Sonne heiß und klar.

Die Sonne schien so klar und heiß,
Vor seiner Thüre weint' ein Greis.

Hielt in der Hand ein Glas mit Wein
Und helle Thränen tropften drein.

„Was weinst du, guter alter Mann,
Hat dir ein Feind zu nah gethan?"

„Zu nah gethan hat mir kein Feind:—
Ich weine, weil die Sonne scheint."

„Wie sprichst du kindisch, unbedacht:
Wer weint denn, weil die Sonne lacht?"

„Auch wein' ich, weil der Wein so gut;
Gar köstlich schmeckt dies Traubenblut."

„So bist du, Alter, nicht bei Trost:
Wer wäre gutem Wein erbost?

Um guten Wein und Sonnenschein
Soll man von Herzen fröhlich sein."

Darauf der Alte schluchzend spricht:
„Das, lieber Herr, versteht Ihr nicht.

Wie würd' erst dieser Wein so gut,
Wenn er noch hing' in solcher Gluth?

Daß wir zu früh gelesen han,
Darüber wein' ich alter Mann."

Ein edler Wein wuchs Anno elf:
Daß Gott uns bald an bessern helf!

Das neue Geld.

Lee Greenspoon findet es weder schön noch praktisch.

Gut Schabbes Herr Redakteur leben!

Der Leopold Tarnowitzer itz gewesen vorgeladen vor Gericht; es war das erste Mal, daß er hat gehabt de Ehr. Ohne zu machen weitere Umständ, itz er gegangen zu gehen los auf dem Tisch, wo sitzt der Herr Richter, hat angefaßt das grüne Tuch mit de Finger, hat gefiehlt unn hat gesagt in e wegwerfenden Ton: „Tinnef!"

Unn so erlaub ich mer heit, zu bemerken mit deselbe Bedeutung: „Tinnef!" Wissen Sie effscher à anderen Ausdruck? Nu, ich ofer aach nicht.

Was das itz „Tinnef?" Nu, wennse wollen gebrauchen e faines Wort davor, kennense das ieberfetzen mit „Ausschuß", wennse aber wollen sein deitlich unn ohne Umständ missense sagen „Dreck". Bleiben mer schon bei dem sehr zutreffenden Wort „Tinnef".

Wovon ich red? Spaß, wovon soll ich redett, wenn unsere Regierung hat gegeben erauß neues Geld?! Soll ich da reden vom Einfluß vom Mond auf der Erd? Odder von der Unsterblichkeit von à Maikäfer? Ich red natierlich von dem neien Geld, unn ich halt das, wie gesagt, vor „Tinnef". Sogar Jehr!

Geld! Geld!! Es itz nor à Fünf-Cents-Stück, was eigentlich itz mehr à schlechte Entschuldigung vor Geld, aber doch nor als Einzelnes; wenn mer's hat im Großen, itz es grad so gut Geld wie das Andere. Aber davon wollen mer heit nix reden. Hebense sich schon genauer angesehen das neie Geld?

Haißt à Risches! Se wissen doch was das meint? Nich?! Nu ich werd Ihnen nächstens noch missen geben Unterricht in der deitschen Sprach. So was . . . à Mensch, wo nicht weiß, was Risches bedeit. Unn so was itz Redakteur von à deitsche Zeitung. Nu Risches itz soviel wie Bosheit unn nit nor das, es itz ganz besonders à Bosheit gegen unsere Lait, unn eben darum sag ich von dem neien Nickel: haißt à Risches!

Sehense sich's doch emol genauer an: Vorne itz eppes à Indianer . . . à Indianer sag ich Ihnen, wosu kann haben gestanden Modell der Jaintel Rabbinowitsch von der Rivington Street. De Indianer haben doch ieberhaupt schon à Aehnlichkeit mit unsere Lait: de Nos . . . unn dann de Peijes, de Ohrlöckchen . . . nu unn gewisse Naturlaute: haben effscher de Indianer nischt geschrieen, wennse haben gesehen eppes, was ihnen hat nischt gefallen „Oi-joi-joi-joi-joi!"

Nu unn dann: Se werden ofer sein im Zweifel ieber de Raß von à Mann, wo heißt „Morgenroth" — worum sollense es dann sein ieber de Herren Rothheute?! Allerdings haben die Indianer aach manche Neigungen, wo mir nischt theilen: se haben ihre Feinde abgezogen dem Skalp, was war gewesen à Rohheit unn à Gemeinheit, ... was werd schon haben gebracht à so à Skalp?! Unn wenn schon, denn schon: worum habense ihnen nicht gleich gezogen das ganze Fell ieber de Ohren?

Se haben gehabt à besondere Vorlieb vor dem Feierwasser — — das itz à Geschmack, wo ich kann verstehen nor zur Häfte; de zweite Hälfte itz mir wahrhaftig ganz unbegreiflich.

Außerdem sinnense gelaufen erum mit Federn im Haar . . . haißt à Geschmack. Schön möchten mir aussehen, wenn mir wirden laufen erum mit Federn in de Haar. Nicht gedenken gedacht zu werden!

Wenn mer aber nischt gefällt das neie Geld einerseits, dann gefällt es mer andererseits schon garnischt. Da habense draufgemacht à Büffel, unn was vor à Büffel! Ae Büffel mit à Nos unn à Bart, unn mit was vor à Nos unn mit was vor à Bart! Wenn Sie nächstens lesen von à Protestversammlung auf der koscheren Ostseit, dirfense sich wahrhaftig nischt wundern — es itz à Risches, zu machen à so à Büffel auf à amerikanisches Geldstück.

Aussehen thut der Büffel . . . . . aussehen . . . . . ich hab' dabei missen denken an dem Witz vom Leiser Geduldsfaden. Wie der Leiser Geduldsfaden itz gelandet auf Ellis Island hat ihm gefragt der jiddische Dolmetscher:

„Se entschuldigen schon: woher kommense eigentlich? Den Hut tragense hinten im Genick wie aaner aus Krotoschin, den Rockhänger habense draußen wie aaner aus Meseritz, unn reden thunse wie aaner aus Nakel — also woher kommense eigentlich?"

„Nu, geboren bin ich in Krotoschin, erzogen bin ich in Meseritz, unn gewohnt hab' ich zuletzt in Nakel."

Ibrigens weil mer grad reden von Nakel — aste meine Szomim (Feinde)! Nakel . . . . .

Der Herr Ascher trefft sein Freund Eltischer, wo er hat längere Zeit nischt gesehen, unn frogt ihm:

„Sagense emol, was ich schon lang hab fragen wollen, lebt eigentlich Ihr Vetter Samuel noch?"

„Mei Vetter Samuel?! Der lebt schon seit zwei Jahr nich mehr."

„Was Se nich sagen. Woran itz er denn gestorben?"

„Wie haißt gestorben?! Wer sagt, daß er itz gestorben?! Ich hab gesagt, er lebt nischt mehr — er wohnt seit zwei Jahr in Nakel."

Um zu kommen zurick auf dem neien Geld: nu itz das denn à Geld? Es sieht nebbich aus wie à Medaille; aber Geld, Geld?! Mer muß schon suchen bis mer find't, was es soll sein, unn wieviel es soll sein. Ganz klein habense geschrieben unter dem Büffel: "Five Cents" — als ob se sich schämen, anzubieten so was vor fünf Cents. Also scheen itz es nich, praktisch itz es nich — aber es itz doch Geld, unn ich vermuth, wenn mer nor hat genug davon werd es eim aach schließlich gefallen. Das haißt „genug davon" das itz nor à Redensart, weil mer aach von dem Geld nie kann kriegen genug davon. Beim Geld, beim großen unn beim klaanen, macht es immer de Masse; hat mer nischt, itz mer à Schnorrer, hat mer viel, itz mer à Rothschild . . . . wobei mir schon widder einfallt à Witz:

Herr Löb, Buchhalter bei Rothschild, kommt zu spät im Geschäft.

„Wie haißt — sagt der Baron Meyer Anschelm — jetz um neun Uhr kommense endlich im Büro, Herr Löb?!"

„Entschuldigense, Herr Baron, ich hab verschlofen."

„Verschlofen? Verschlofen?! Aach à Entschuldigung! Ich bin der Baron Rothschild unn steh jeden Tag auf um sechs, unn wenn ich geh auf der Jagd, sogar um finf. Unn Sie verschlofen?"

„Verzeihense wenn ich wär Sie, mecht ich sogar noch frieher aufstehen! Sie stehen auf um sechs oder um finf, unn dann wissen Sie, daß Se sinnen der Baron Rothschild. Wenn ich erfahr um acht Uhr oder um neun Uhr, daß ich bin das Löbche Schreiber, itz es mir aach noch Zeit genug."

„Nu, unn hat der Herr Löb nich recht? Unn hab' ich nich recht, wenn ich sag: Geld itz immer scheen, wenn es itz noch so haßlich, wenn mer nor hat genug davon!

Womit ich verbleib
Ihr unterthänigster
Lee Greenspoon.

Prinzessin Viktoria Louise.

Die in erster Linie hochpolitische Verbindung Hohenzollern-Cumberland soll auch zugleich mit der Herzensneigung der jungen Prinzessin zusammenfallen; wenigstens kann man so in Berlin erzählen hören. Prinz August ist ein charmanter Cavalier, der das Interesse des Kaisers schon 1908 in München erregte und schon damals auffallend freundlich empfangen wurde. Auch der Empfang im März vorigen Jahres in Potsdam nach dem Tode seines unglücklichen Bruders Georg Wilhelm bei Friesack war trotz des traurigen Anlasses besonders herzlich und intim. Der Prinz lernet die Prinzessin bei der Gelegenheit kennen und soll seitdem in wiederholten Besuchen im Kaiserhause ihr Herz gewonnen haben, so daß sie, wie das in diesem Falle besonders zu vermuten nahe läge, sich vielleicht nicht allzu sehr als „Opfer" fühlen wird.

Die Kaisertochter ist mit ihren 20 Jahren die verkörperte Jugend, strahlend und lebhaft, rasch in ihren Bewegungen, anmutig schlank, über mittelgroß, stets von gewinnendem, natürlichem Lächeln. Wenn sie im Gespräche mit ihren blauen Augen anblickt, dem geht bei so viel Jugend und Frohsinn das Herz auf. Als kleines Mädchen wurde die Prinzessin von ihrem Vater, wie das wohl in allen Ständen so ist, etwas sehr verzogen. Gewann der Kaiser beim Offizier-Preisschießen einen Taler, so steckte er ihn mit der Bemerkung in die Tasche: „Das ist etwas für die Jungens zu Hause"; aber er nahm auch einige Schokoladenbonbons vom Büfett „für Prinzeß Viktoria, die ein kleines Naschmäulchen ist und solche Dinge furchtbar gern hat". Die Kaiserin hat ihre Tochter im bürgerlichsten Sinne des Wortes selbst erzogen. Sie bestimmte selbst alles, was zur Bildung, zum Unterricht und zur Erholung der Prinzessin dienen sollte. Wöchentlich mußte ein Bericht über die Leistungen der Prinzessin vorgelegt werden, und die Kaiserin erschien sehr häufig im Schulzimmer, um dem Unterricht beizuwohnen.

Die Häuslichkeit und der Familiensinn der Kaiserin ist bekannt. Sie hat stets aber auch mit Eifer dahin gewirkt, daß diese Tugenden bei der Prinzessin ausgebildet werden. Die Haushaltungslehre nahm einen besonders großen Raum bei dieser Ausbildung ein. Und diese Sorgfalt hat sich gelohnt. Einer der liebenswürdigsten Charakterzüge im Wesen der Prinzessin ist echte Weiblichkeit und Mütterlichkeit. Ihre größte Freude ist es, in ruhigen Tagen und Wochen das Hausmütterchen zu spielen, morgens am Frühstückstisch des Vaters zu erscheinen, die Zubereitung des Kaffees zu überwachen und ihm höchsteigenhändig die Brötchen zu streichen. Da Haushalten vor allem Rechnen heißt, hat man die Prinzessin auch die bei ihrer hohen Stellung ziemlich schwierige Kunst der Sparsamkeit gelehrt. Trotz der eigenen Revenuen, über die Prinzessin Viktoria Luise in den letzten Jahren verfügt, ist sie doch gewohnt, bei der Auswahl der Toiletten den ökonomischen Rat ihrer Mutter einzuholen. Sie spricht vier Sprachen geläufig und besonders englisch mit einem Akzent, der die Deutsche nicht mehr verrät. Sie hat manche Anlage ihres Vaters geerbt, besonders die Begabung für Musik und die schönen Künste. Der Welfenprinz darf wohl einmal von ihr sagen, was der Kaiser von seiner hohen Gemahlin vor einigen Jahren in Schleswig bekannte: „Sie ist das Ideal einer deutschen Prinzessin; ihr verdanke ich es, daß ich die großen Verantwortlichkeiten meines Amtes mit frohem Sinne trage."

Parkhurst wünscht einen Byrnes als Polizeichef. Und als wir einen Byrnes als Polizeichef hatten, wer hat ihn am wüthendsten bekämpft? Parkhurst. Es geht nichts über Logik.

Ein Menschenfreund.

Man konnte nicht behaupten, daß Bingtown gerade stolz auf sein Polizeidepartement war, aber man konnte nicht gut anders: als der Polizist Stanton gestorben war, veranstaltete man eine Kollekte, um ihn begraben lassen zu können. Die einzelnen Geschäftsleute gaben, nicht gern zwar, aber sie gaben; schließlich kam das Kommittee zu dem Bankpräsidenten Miles.

„Wieviel soll ich zeichnen?" fragte der Präsident.

„Fünf Dollars werden genügen."

„So, fünf Dollars? Wie stark ist unsere Polizei?"

„Vierzig Mann mit dem Polizeichef."

„Hm . . . . fünf Dollars für einen Polizisten ist mir zu viel, aber ich werde Ihnen einen Vorschlag machen: ich gebe Ihnen hundert Dollars, wenn Sie alle vierzig begraben lassen."

Der Bettwärmer.

In Minneapolis hatten sie, trotz des im Allgemeinen milden Winters, einige bitter kalte Nächte; die Frau des Hauses, die nicht nur auf ihr eigenes Wohl, sondern auch auf das ihrer Leute bedacht war, rief ihr neues Dienstmädchen Hilour Olson, eine kürzlich eingewanderte Schwedin.

„Hildur, es wird heute Nacht sehr kalt und das Mädchenzimmer hat leider keine Heizung. Sie thun vielleicht gut daran, sich ein Bügeleisen in's Bett zu legen."

„Ja, Madame."

Am nächsten Morgen fragte die Frau des Hauses das Mädchen:

„Nun, Hildur, wie bist Du mit dem Bügeleisen zurecht gekommen?"

„Ganz gut, Madame, ich hab' es bis heute früh beinahe warm bekommen."

Levi P. Morton schwer krank. Man spricht so wenig von diesem Manne, als ob er noch immer Vizepräsident der Vereinigten Staaten wäre.